

Eigennamen

Dokumentation einer Kontroverse

Herausgegeben von

Ursula Wolf

suhrkamp taschenbuch

wissenschaft

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 1057

Eigennamen haben immer eine merkwürdige Faszination auf Philosophen ausgeübt. Denn es scheint, daß sie sprachliche Ausdrücke sind, die in einer direkten Beziehung zu Gegenständen stehen: Man zeigt einfach auf einen Gegenstand und ordnet ihm einen Namen zu, der dann fortan für den Gegenstand steht.

Von der analytischen Philosophie wird diese Auffassung der traditionellen Philosophie in zweierlei Hinsicht kritisiert. Es wird erstens gezeigt, daß es unangemessen ist, die Bedeutung aller Typen sprachlicher Ausdrücke nach dem Modell der Namen zu konstruieren. Und zweitens wird dargelegt, daß auch Eigennamen nicht nach diesem Modell funktionieren, sondern eine kompliziertere Verwendungsweise haben. Es ist diese zweite Frage nach der Semantik der Eigennamen, um die es in den in diesem Band enthaltenen Beiträgen geht.

Die vorliegenden Texte sind nicht nur nach ihrer sachlichen Wichtigkeit ausgewählt, sondern sie sind zugleich so zusammengestellt, daß sie die philosophische Kontroverse um die Bedeutung der Eigennamen Schritt für Schritt dokumentieren.

Eigennamen

Dokumentation
einer Kontroverse

Herausgegeben von
Ursula Wolf

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

3. Auflage 2015

Erste Auflage 1993

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1057

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1985

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-28657-9

Inhalt

Vorbemerkung	7
Einleitung	9
1 John Stuart Mill	43
Von Namen	
2 Gottlob Frege	63
Aus: Über Sinn und Bedeutung. Der Gedanke	
3 Bertrand Russell	68
Aus: Die Philosophie des logischen Atomismus	
4 Peter F. Strawson	94
Über Referenz	
5 Bertrand Russell	127
Strawsons Bemerkungen über Referenz	
6 Arthur W. Burks	135
Eine Theorie der Eigennamen	
7 Ludwig Wittgenstein	149
Philosophische Untersuchungen §79	
8 Sidney Zink	151
Die Bedeutung von Eigennamen	
9 Keith S. Donnellan	179
Referenz und Kennzeichnungen	
10 Saul A. Kripke	208
Sprecher-Referenz und semantische Referenz	
11 Tyler Burge	252
Referenz und Eigennamen	
12 Keith S. Donnellan	274
Reden über nichts	
13 Gareth Evans	309
Die Kausale Theorie der Namen	
14 Armin Burkhardt	337
Über die seltsame Notwendigkeit von Freges »Sinn«-Begriff für Kripkes Theorie der Eigennamen	
Literatur	367
Bibliographische Hinweise	369

Vorbemerkung

Die Kontroverse um die Bedeutung der Eigennamen und allgemeiner der singulären Termini ist ein Paradigma einer kontinuierlichen philosophischen Debatte. Die hier abgedruckten Texte sind daher nicht nur nach ihrer sachlichen Wichtigkeit ausgewählt, sondern zugleich so zusammengestellt, daß sie die philosophische Kontroverse um die Bedeutung der Eigennamen Schritt für Schritt dokumentieren. Sie sind chronologisch angeordnet, mit Ausnahme der Beiträge 5 und 11, die vorgezogen wurden, so daß sie hinter demjenigen Beitrag zu stehen kommen, auf den sie unmittelbar antworten. Allerdings kann die Kontroverse hier nicht vollständig dokumentiert werden, da einige zentrale Texte wegen ihres zu großen Umfangs nicht aufgenommen werden konnten. Dies gilt insbesondere für Strawson, dessen wichtigste Ausführungen zur Theorie der singulären Termini in seinem Buch *Individuals* zu finden sind, für Kripkes Position in *Naming and Necessity* und für Tugendhats Aufarbeitung der Thematik der singulären Termini im letzten Drittel seines Buchs *Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie*. Die Grundzüge dieser Positionen werden jedoch in der Einleitung dargelegt.

Die ursprünglich englischsprachigen Artikel wurden mit Ausnahme der Texte 1, 4 und Teilen von 3 für diesen Band neu übersetzt. Den Übersetzern möchte ich für ihre Kooperationsbereitschaft danken, die es ermöglicht hat, im ganzen Band eine im wesentlichen einheitliche Terminologie durchzuhalten, sowie für ihre Bereitschaft, in dieser wie in anderen Fragen meinen Wünschen entgegenzukommen. Alle Neuübersetzungen sind von mir überarbeitet, weshalb ich auch die Verantwortung für eventuelle Mängel mitübernehme.

Besonderen Dank schulde ich Joachim Schulte, der mir freundlicherweise erlaubt hat, in seiner schon früher veröffentlichten Übersetzung von Text 4 als Entsprechung für das englische »reference« das Wort »Referenz« einzusetzen, obwohl dies seiner eigenen Überzeugung widerspricht. Wie man die Wörter »reference«, »to refer to« und andere Formen übersetzen sollte, ist eine schwierige und umstrittene Frage, und ich sollte daher

meine Wahl kurz begründen. Schulte hatte »to refer« mit »bezeichnen« übersetzt, was schon deswegen ungünstig ist, weil »bezeichnen« auch die Übersetzung für »denote« und »designate« ist, die im Kontext der Eigennamentheorie ebenfalls häufig vorkommen. Akzeptabler scheint mir der Ausdruck »Bezug nehmen« zu sein, den Schulte als mögliche Alternative erwähnt (in der »Anmerkung zur Übersetzung« von Quines *Word and Object*) und den auch Tugendhat verwendet. Dieser Ausdruck erscheint passend für die Handlung, die der Sprecher mit einer Namenverwendung vollzieht, er erscheint jedoch weniger passend für die Relation des Namens zu dem Gegenstand, dessen Name er ist. Da die meisten Autoren »to refer« für beides verwenden und da ich anders als Schulte an der erwähnten Stelle der Meinung bin, daß der Ausdruck »reference« durchaus auch in englischen Texten die Rolle eines philosophischen Fachterminus spielt, denke ich, daß man am wenigsten Schaden anrichtet, wenn man im Deutschen den künstlichen Terminus »Referenz« einführt und dann die jeweiligen Theorien erläutern läßt, was hiermit sachlich gemeint ist.

Einleitung

Eigennamen haben immer eine merkwürdige Faszination auf Philosophen ausgeübt. Denn es scheint, daß sie sprachliche Ausdrücke sind, die in einer direkten Beziehung zu Gegenständen stehen: man zeigt einfach auf einen Gegenstand und ordnet ihm einen Namen zu, der dann fortan für den Gegenstand steht. Und dies scheint die einfachste Erklärung dafür zu sein, wie man sich mit der Sprache auf die Welt beziehen kann. Diese scheinbar ganz einfache Zuordnung von Name und Gegenstand diente der traditionellen Philosophie daher als Grundmodell für die Funktionsweise sprachlicher Ausdrücke überhaupt.

Von der analytischen Philosophie wird diese traditionelle Auffassung in zwei Hinsichten kritisiert. Zum einen wird darauf hingewiesen, daß es unangemessen ist, die Bedeutung aller Typen sprachlicher Ausdrücke nach dem Modell der Namen zu konstruieren. Zum andern wird gezeigt, daß auch Eigennamen nicht nach diesem einfachen Modell funktionieren, sondern eine kompliziertere Verwendungsweise haben. Es ist diese zweite Frage nach der Semantik der Eigennamen, um die es in den hier abgedruckten Beiträgen geht.¹

1. Die traditionelle Eigennamentheorie

Der erste Text, ein Auszug aus Mills *A System of Logic*, soll den traditionellen Hintergrund der Eigennamentheorie liefern. Anhand dieses Textes läßt sich erläutern, welches die Probleme sind, die die semantische Theorie der Eigennamen zu klären versucht. Mill verwendet den Begriff des Namens in einem weiten Sinn, wonach alles, was in der Tradition als Terminus bezeichnet wurde, ein Name ist, und unterscheidet zwischen generellen Termini oder allgemeinen Namen, die sich auf jedes aus einer Vielzahl von Dingen beziehen, und singulären Termini

¹ Teile dieser Einleitung entsprechen sinngemäß dem von mir verfaßten Kapitel 9 in E. Tugendhat/U. Wolf, *Logisch-Semantische Propädeutik*, Stuttgart 1983.

oder individuellen Namen, die sich auf einen einzigen Gegenstand beziehen (in diesem Band, S. 47). Was wir gewöhnlich als Eigennamen bezeichnen, also Wörter wie »Peter«, »London« usw., gehört demnach zu den singulären Termini. Neben den Eigennamen gibt es zwei weitere Arten von singulären Termini, zum einen die sogenannten Kennzeichnungen, z. B. »die Hauptstadt von Frankreich«, »der Vater von Sokrates«, zum anderen Demonstrativ- und Personalpronomina wie »dies«, »er«, die man als situationsbezogene oder deiktische singuläre Termini bezeichnet. Mill weist auf einen wichtigen Unterschied zwischen Eigennamen und Kennzeichnungen hin. Beide Arten singulärer Termini stehen für oder bezeichnen (*denote*) einen Einzelgegenstand, das heißt, sie haben eine Denotation; aber die Eigennamen bezeichnen den Gegenstand einfachhin, während die Kennzeichnungen ihn so bezeichnen, daß sie zugleich eine seiner Eigenschaften mitbezeichnen (*connote*), ihn beschreiben. Eigennamen haben also nur eine Denotation, Kennzeichnungen sowohl eine Denotation als auch eine Konnotation (in diesem Band, S. 51).

Die Funktion der Eigennamen sieht Mill darin, daß wir mit ihnen einen Gegenstand unterscheiden können (in diesem Band, S. 56). Das scheint zunächst einfacher zu sein für Kennzeichnungen, die einen Gegenstand bezeichnen, indem sie eine Eigenschaft nennen, die ihn von anderen unterscheidet. Wie Eigennamen, die nicht mit Beschreibungen verbunden sind, diese Unterscheidungsfunktion erfüllen können, ist jedoch weniger klar. Mill erwägt die Möglichkeit, daß das so geschieht, daß man den Eigennamen, das Zeichen, auf dem Gegenstand anbringt, für den es stehen soll. Er verwirft diese Möglichkeit mit dem Einwand, dasselbe Zeichen könne von jemand anderem auf vielen gleich aussehenden Gegenständen angebracht werden, womit es seine Unterscheidungskraft verlöre (in diesem Band, S. 56). Man kann den weiteren Einwand hinzufügen, daß sprachliche Eigennamen nicht auf diese Weise dem Gegenstand angeheftet sind, sondern gerade auch in Abwesenheit des Gegenstandes gebraucht werden können. Mill sieht die Lösung für diese Probleme darin, daß der Eigenname nicht dem wirklichen Gegenstand angeheftet, sondern der Vorstellung des Gegenstandes zugeordnet wird, die in unserem Bewußtsein gespeichert ist

und die wir dann jeweils assoziieren können, wenn wir dem Eigennamen begegnen (in diesem Band, S. 56f.).

Diese Lösung ist aus verschiedenen Gründen unbefriedigend. Der Eigenname bezeichnet den Gegenstand zu jedem Zeitpunkt seiner Existenz und in beliebigen Gegebenheitsweisen. Demgegenüber ist eine Vorstellung immer eine konkrete Vorstellung des Gegenstandes, wie er uns zu einem bestimmten Zeitpunkt und aus einer bestimmten Perspektive gegeben ist. Andere Vertreter der traditionellen Theorie haben diese Schwierigkeit zu beseitigen versucht, indem sie sagten, der Name werde nicht einer konkreten Vorstellung zugeordnet, sondern einer nicht-anschaulichen Vorstellung, die irgendwie alle Gegebenheitsweisen zugleich umfaßt. Aber erstens bleibt unklar, was eine solche nicht-anschauliche Vorstellung genauer ist.² Und zweitens läßt sich durch einen solchen Verweis auf Vorstellungen im Bewußtsein jedenfalls nicht die Bedeutung von Eigennamen erklären, da solche inneren Entitäten nicht intersubjektiv zugänglich sind.³ Die traditionelle Auffassung kann also die Art der Beziehung zwischen Name und Gegenstand nicht aufklären.

Die Hauptfrage, um die es in allen folgenden Texten geht, ist daher die Frage, was es heißt und wie es möglich ist, daß ein Eigenname für einen Gegenstand steht, daß wir uns mittels Eigennamen auf konkrete Einzeldinge beziehen können. Damit hängt die Frage zusammen, wie sich Eigennamen zu den beiden anderen Typen singulärer Termini, den Kennzeichnungen und situationsbezogenen Ausdrücken, verhalten, mit denen wir uns ebenfalls auf Gegenstände beziehen können. Neben dieser allgemeinen Fragestellung waren zwei spezielle philosophische Probleme, die im Kontext der Verwendung von Eigennamen auftreten, für die Entwicklung einer Theorie der Eigennamen motivierend, nämlich das Problem informativer Identitätsaussagen einerseits (Frege) und das Problem negativer Existenzaussagen andererseits (Russell). Diese beiden Probleme werden auch von

2 Zur Kritik am traditionellen Vorstellungsbegriff vgl. E. Tugendhat, *Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie*, Frankfurt/Main 1976, S. 350-354.

3 Dies gilt nicht nur für Eigennamen, sondern für Bedeutungserklärungen allgemein, wie Wittgenstein immer wieder betont hat; siehe z. B. *Philosophische Untersuchungen* § 20, §§ 33-36, § 382.

anderen Autoren häufig als Testfälle benutzt, an denen sich eine befriedigende Eigennamentheorie bewähren muß.

2. Die Beschreibungstheorie der Eigennamen

a) Die einfache Version

Die semantische Untersuchung der Eigennamen hat ihren Anfang in Freges Aufsatz »Über Sinn und Bedeutung« (Text 2). Ausgangspunkt für Frege ist das Problem, wie Identitätsaussagen der Form » $a=b$ « (zum Beispiel »Der Abendstern ist der Morgenstern«) zu verstehen sind, die anders als Identitätsaussagen der Form » $a=a$ « informativ sind. Er löst das Problem dadurch, daß er sagt, der singuläre Terminus stehe für einen Gegenstand (Frege nennt das die »Bedeutung«), aber für den Gegenstand in einer bestimmten Gegebenheitsweise, also unter einer bestimmten Beschreibung (was Frege den »Sinn« des singulären Terminus nennt). Das heißt, der singuläre Terminus bezeichnet einen Gegenstand dadurch, daß er einen Sinn hat. Auch die Eigennamen, die nicht explizit beschreibend sind, versteht Frege so, daß sie Beschreibungen als ihre Bedeutung haben. Zum Beispiel bezeichnet der Name »Aristoteles« so die Person Aristoteles, daß die Beziehung zwischen Namen und Gegenstand mit Hilfe einer Kennzeichnung, zum Beispiel »der Schüler Platons«, hergestellt wird. Kennzeichnungen sind also nach Frege die grundlegenden singulären Termini, und Eigennamen sind nur auf der Basis von Kennzeichnungen verwendbar.

Ähnlich vertritt Russell (Text 3) die These, die Eigennamen der gewöhnlichen Sprache seien abgekürzte Kennzeichnungen. Er verbindet diese Auffassung mit der zusätzlichen These, daß die Eigennamen der gewöhnlichen Sprache ebenso wie die Kennzeichnungen semantisch nicht die Rolle von singulären Termini spielen. Anlaß für diese zusätzliche These ist das Problem negativer Existenzaussagen wie »Romulus hat nicht existiert«. Es scheint, daß wir mit einer solchen Aussage von Romulus sagen, daß es ihn nicht gibt, aber damit wir überhaupt über ihn reden können, muß er etwas sein, für das ein Eigenname stehen kann. Aufgrund dieses Problems der Existenzaussagen läßt Russell nur

solche Ausdrücke als Eigennamen im logischen Sinn zu, bei denen gesichert ist, daß sie immer für etwas stehen; für Russell wird diese Forderung von dem Wort »dies« als Eigenname für Sinnesdaten erfüllt (in diesem Band, S. 69). Hingegen löst Russell Sätze mit gewöhnlichen Eigennamen so auf, daß der Eigenname nicht mehr als singulärer Terminus auftritt. Zum Beispiel wird der Eigenname »Romulus« durch eine geeignete Kennzeichnung ersetzt⁴, etwa »derjenige, der Remus getötet hat«, und der Satz »Romulus hat nicht existiert« wird dann analysiert als »Es gibt kein x, für das gilt: x hat als einziges Remus getötet«. Entsprechend wird eine singuläre prädikative Aussage wie »Romulus hat Rom gegründet« verstanden als »Es gibt genau ein x, das Remus getötet hat, und x hat Rom gegründet«.

Mit den Positionen Freges und Russells ist die Ausgangslage der modernen Diskussion um die Bedeutung der Eigennamen gegeben. Die beiden Auffassungen stimmen darin überein, daß die Bedeutung von Eigennamen durch Kennzeichnungen angegeben wird. Man bezeichnet sie daher als die Beschreibungstheorie der Eigennamen; seit ihrer Entthronung durch Kripke wird sie rückblickend manchmal auch die »klassische« Eigennamentheorie genannt. Diese Theorie ist von anderen Philosophen weiterentwickelt und modifiziert worden (vgl. § 2, b und c dieser Einleitung). In einem anderen Punkt stimmen Frege und Russell nicht überein. Für Frege sind Eigennamen und Kennzeichnungen in singulären prädikativen Aussagen ihrer semantischen Funktion nach singuläre Termini, während sie für Russell nur scheinbar singuläre Termini sind und in vollständig analysierten Sätzen verschwinden. Dieser Unterschied wird erst im Kontext der Russell-Strawson-Kontroverse (Beiträge 4 und 5) aufgenommen (§ 3 dieser Einleitung).

4 Quine hat darauf hingewiesen, daß sich Russells Vorschlag auch dann verwenden läßt, wenn uns für einen Eigennamen keine Kennzeichnung zur Verfügung steht. Wir können zum Beispiel zu dem Eigennamen »Pegasus« einfach das Prädikat »ist-Pegasus« oder »pegasiert« bilden. Vgl. »On What There Is«, in: *From a Logical Point of View*, Cambridge, MA 1953, S. 7f.; dt. *Von einem logischen Standpunkt*, Frankfurt/Berlin/Wien 1979. Quines in anderer Hinsicht sehr wichtiger Aufsatz wurde hier deswegen nicht aufgenommen, weil er zur Frage der Semantik der Eigennamen keine wesentlichen neuen Gesichtspunkte gegenüber der Russellschen Auffassung beiträgt.

b) Die Bündeltheorie

Die Beiträge 6- 8 enthalten Modifikationen der von Frege und Russell geteilten Auffassung, daß die Bedeutung von Eigennamen in Kennzeichnungen besteht. Frege selbst sieht die Schwierigkeit, daß in der gewöhnlichen Sprache verschiedene Sprecher mit einem Eigennamen verschiedene Kennzeichnungen verbinden werden (in diesem Band, S. 65 Anm.), so daß der Name keine einheitliche Bedeutung hätte. Wittgenstein⁵ (Text 7) und Searle⁶ schlagen daher vor, die Bedeutung eines Eigennamens bestehe nicht in einer einzigen Kennzeichnung, sondern in einem Bündel von Kennzeichnungen. Damit der Name eine Anwendung hat, müssen zwar nicht alle, aber hinreichend viele Beschreibungen aus diesem Bündel auf genau einen Gegenstand zutreffen.

c) Die Theorie ausgezeichneter Kennzeichnungen

Einwände, wie sie später auch Kripke gegen die Beschreibungstheorie vorbringen wird, führen in den Aufsätzen 6 und 8 dazu, daß die Beschreibungstheorie in einer anderen Hinsicht modifiziert wird. Burks (Text 6) argumentiert, daß man durch rein beschreibende Kennzeichnungen keinen Gegenstand identifizieren könne, weil es qualitativ identische Gegenstände (etwa in einem symmetrischen Universum) geben könnte, die gleichwohl nicht numerisch identisch sind; und durch deiktische Ausdrücke allein können wir einen Gegenstand nicht identifizieren, da wir nur unter Verwendung einer Beschreibung angeben können,

5 Damit soll nicht behauptet werden, daß durch den isoliert betrachteten § 79 der *Philosophischen Untersuchungen* Wittgensteins Auffassung der Eigennamen vollständig oder überhaupt nur angemessen zum Ausdruck kommt. In der Literatur wird verschiedentlich darauf hingewiesen, daß das eher nicht der Fall ist. Vgl. etwa G. P. Baker/P. M. S. Hacker, *Wittgenstein. Understanding and Meaning*, Chicago/Oxford 1980, S. 424- 431. Der Paragraph wurde hier nicht deswegen aufgenommen, weil er repräsentativ für Wittgensteins Auffassung ist, sondern weil er gemeinhin als Paradigma einer Bündeltheorie gilt. Wittgensteins übrige Äußerungen zur Bedeutung der Eigennamen sind verstreut und lassen sich nicht durch Herausnahme eines abgegrenzten Textstücks dokumentieren.

6 In dem Aufsatz »Proper Names«, in: *Mind* 67 (1958). Dieser Aufsatz, der allgemein als *locus classicus* für die Bündeltheorie angeführt wird, ist in deutscher Sprache zugänglich in: J. Schulte (Hg.), *Philosophie und Sprache*, Stuttgart 1981, S. 118- 131.

welchen wir meinen, wenn wir das Wort »dies« aussprechen und dabei auf etwas zeigen. Der Eigenname müsse daher die Verbindung einer Beschreibung mit einem deiktischen Ausdruck sein, also die Bedeutung haben »dies P«, womit gemeint ist »dasjenige, das die und die Eigenschaft hat und sich jetzt in diesem Raum-Zeit-Bereich aufhält« (in diesem Band, S. 147).

Zink (Beitrag 8) weist gegen Searle darauf hin, daß wir, auch wenn sich die meisten Beschreibungen, die wir mit dem Namen »Aristoteles« verbinden, als falsch von Aristoteles und als richtig von einer anderen Person herausstellen sollten, trotzdem nicht von vornherein sagen könnten, daß »Aristoteles« damit der Name jener anderen Person ist, auf die die Mehrzahl der Beschreibungen zutrifft. Vielmehr ist »Aristoteles« der Name derjenigen Person, auf die die Beschreibung zutrifft »wurde 384 v. Chr. in Stageira geboren und erhielt den Namen ›Aristoteles‹«, auch wenn das ganze übrige Bündel von Kennzeichnungen, die wir zur Verfügung haben, nicht zutreffen sollte (in diesem Band, S. 168). Ein Eigenname »E.N.« hat daher nach Zink die Bedeutung »die Person, die tatsächlich ›E.N.‹ genannt wird und die sich zum Zeitpunkt Z am Ort O befindet«. Zink gibt also ebenso wie Burks einer bestimmten Kennzeichnung ein besonderes Gewicht gegenüber beliebigen richtigen Beschreibungen des Gegenstandes, nämlich einer Kennzeichnung, die einen raumzeitlich lokalisierenden Bestandteil und einen beschreibenden Bestandteil enthält. Während aber für Burks der beschreibende Bestandteil eine beliebige Eigenschaft des Gegenstandes angeben kann, muß er für Zink ein Prädikat wie zum Beispiel »Person« enthalten, das Identitätskriterien für die unter es fallenden Gegenstände enthält (in diesem Band, S. 166).

3. *Die Bedeutung der Eigennamen als die allgemeine Verwendungsweise des Ausdruckstyps Eigenname*

Kripke hat darauf hingewiesen, daß die Beschreibungstheorie in zwei Versionen vertreten werden kann⁷: in einer starken Version, wonach die Kennzeichnungen die Bedeutung des Eigenna-

7 In: *Naming and Necessity*, dt. *Name und Notwendigkeit*, Frankfurt/Main 1981, S. 41.

mens angeben; und in einer schwächeren Version, wonach Kennzeichnungen nur dazu dienen, die Referenz des Namens festzulegen, aber nicht die Bedeutung des Namens sind. Es ist jedoch besser, die schwächere Version überhaupt nicht unter die Beschreibungstheorie einzuordnen, da es sich nicht um eine Variante der unter § 2 dieser Einleitung dargestellten Theorien handelt, sondern um eine andere Theorie.

Strawson vertritt die Auffassung (Beitrag 4), daß Eigennamen in einem gewissen Sinn keine Bedeutung haben, da wir die Unkenntnis eines bestimmten Eigennamens nicht als sprachliches Nichtwissen werten würden (in diesem Band, S. 119), daß sie in einem anderen Sinn aber doch eine Bedeutung haben. Da verschiedene Gegenstände denselben Eigennamen haben können, stehen Eigennamen ebenso wie situationsbezogene singuläre Termini gar nicht als solche für einen bestimmten Gegenstand, sondern wir bezeichnen einen bestimmten Gegenstand mit ihnen erst in Sätzen, die in einer bestimmten Anwendungssituation geäußert werden. Eine Bedeutung haben solche Ausdrücke aber auch unabhängig von den jeweiligen Anwendungssituationen, nämlich eine Bedeutung im Sinne der allgemeinen Verwendungsweise dieser Ausdrucksarten, die man dann kennt, wenn man die allgemeinen Richtlinien dafür kennt, wie wir mittels dieser Ausdrücke in jeweiligen Situationen auf Gegenstände Bezug nehmen können (in diesem Band, S. 103 ff.).

Welches diese Richtlinien der Verwendung singulärer Termini sind, führt Strawson genauer aus in seinem Buch *Individuals*⁸, wo er untersucht, wie sich die Bezugnahme (*reference*) auf Einzelgegenstände durch bestimmte Sprachverwendungen konstituiert. Die Referenz wird durch singuläre Termini ausgeführt, die in singulären prädikativen Sätzen der Form »S ist P« die Funktion erfüllen, den Gegenstand herauszugreifen oder zu identifizieren, von dem das Prädikat ausgesagt wird. Die grundlegendste Art der Identifizierung scheint die demonstrative Identifizierung zu sein, bei der man unter Verwendung eines deiktischen Ausdrucks auf den gemeinten Gegenstand zeigt. Durch einen Eigennamen kann man in einer Anwen-

8 Zum Folgenden siehe Strawson, *Individuals*, London 1959, S. 15-38, 207; dt. *Einzelding und logisches Subjekt*, Stuttgart 1972.

dungssituation nur dann einen Gegenstand herausgreifen, wenn man in der Lage ist, den Namen durch Beschreibungen abzustützen; da jedoch Beschreibungen wesentlich allgemein sind, ist die Frage, wie auf diese Weise Referenz auf Einzelnes zustande kommen kann. Eine Identifizierung im eigentlichen Sinn liegt daher erst dort vor, wo wir die beschreibende Kennzeichnung wiederum durch eine andere Kennzeichnung abstützen können, die eine Relation angibt, in der der gemeinte Gegenstand als einziger zu einem demonstrativ identifizierbaren Gegenstand steht; die Relation, die sich dabei in allen Fällen verwenden läßt, ist die der raumzeitlichen Entfernung zwischen dem gemeinten Gegenstand und einem demonstrativ identifizierbaren Gegenstand. Zur demonstrativen Identifizierung eines Gegenstandes in einer Wahrnehmungssituation genügt nicht die Verwendung des Ausdrucks »dies«, da dieser Ausdruck allein nicht deutlich macht, was es ist, das gemeint ist. Daher muß der deiktische Ausdruck mit einem sortalen Prädikat verbunden werden, das die räumliche Konfiguration von Gegenständen einer bestimmten Art angibt und dadurch Identitäts- und Zählbarkeitskriterien für Gegenstände dieser Art enthält (zum Beispiel »Katze«, »Tisch« usw.). Erst die Verwendung sortaler Prädikate ermöglicht es auch, einen Gegenstand als denselben festzuhalten und ihn nach Ablauf von Zeit zu reidentifizieren.

Die Herausstellung der Referenz- oder Identifizierungsfunktion der singulären Termini ist einer der Gründe, aus denen Strawson die Russellsche Auflösung singulärer Sätze der Form »Das F, welches G ist, ist H« in generelle Sätze der Form »Es gibt genau ein F, welches G ist, und dieses F ist H« als unangemessen betrachtet: durch die Auflösung in generelle Sätze wird nicht erfaßt, daß wir mit singulären Termini auf Einzelnes referieren. Er nennt in Text 4 zwei weitere Gründe, die jedoch weniger entscheidend sind und auf die Russell (in Beitrag 5) antwortet.⁹

Donnellan verfolgt (Text 9) die gerade genannte wichtige Differenz zwischen Strawson und Russell im Hinblick auf die Frage,

9 Daß die Russell-Strawson-Kontroverse, wie sie faktisch geführt wurde, an den eigentlich entscheidenden Punkten eher vorbeiging, zeigt Tugendhat, a. a. O., S. 384 - 387.

welche der beiden Theorien den Unterschied zwischen zwei Verwendungsweisen von Kennzeichnungen besser erfassen kann. Er macht darauf aufmerksam, daß ein Satz wie »Der Mörder von Schmitt ist wahnsinnig« auf zwei Weisen verwendet werden kann. Man kann ihn aufgrund der Beobachtung des Verhaltens einer bestimmten Person äußern, von der man zusätzlich glaubt, daß sie der Mörder von Schmitt ist. Diese Verwendung, bei der der Sprecher eine bestimmte Person meint, nennt Donnellan die referentielle Verwendung der Kennzeichnung. Indiz für das Vorliegen dieser referentiellen Verwendung ist für Donnellan, daß die Referenz gelingen kann, auch wenn die Kennzeichnung nicht zutrifft. Auch wenn sich herausstellen sollte, daß der Angeklagte, der sich vor Gericht so verrückt benimmt, nicht der Mörder ist (nicht der semantische Referent der Kennzeichnung ist), kann der Hörer die vom Sprecher gemeinte Person (den Sprecherreferenten) richtig herausgreifen, etwa wenn der Sprecher seine Äußerung durch eine Zeigehandlung begleitet. Kripke wendet hiergegen ein (Text 10), daß diese Möglichkeit des Gelingens der Referenz sekundär ist, da der Hörer, wenn er den Irrtum des Sprechers bemerkt, die Aussage nicht ebenfalls mit der falschen Kennzeichnung formulieren würde, sondern sie durch eine richtige ersetzen würde, und der Sprecher, wenn er den Irrtum feststellt, dasselbe tun würde (in diesem Band, S. 221). Die zweite Verwendungsweise von Kennzeichnungen bezeichnet Donnellan als die attributive Verwendung. Sie liegt dann vor, wenn wir denselben Beispielsatz so äußern, daß wir keine bestimmte Person im Auge haben, auf die wir auch anders referieren könnten. Wir meinen dann »Der Mörder von Schmitt – wer immer er sein mag – ist wahnsinnig«. Das Vorliegen einer attributiven Verwendung läßt sich daran erkennen, daß man zur Begründung solcher Aussagen allgemeine Gründe angibt, nämlich den Satz »Jeder, der so etwas tut, ist wahnsinnig«, und die Aussage nicht durch Wahrnehmung verifizieren kann.

Donnellan wirft Russell vor, er könne durch seine Analyse von singulären Aussagen, wonach der singuläre Terminus für denjenigen von allen Gegenständen steht, der als einziger eine bestimmte Eigenschaft hat, die referentielle Verwendung von Kennzeichnungen, die sich auf den Gegenstand als solchen und

unabhängig von bestimmten Eigenschaften bezieht, nicht erfassen; vielmehr habe Russell die referentielle Verwendung singulärer Termini ganz in sein merkwürdiges Konstrukt der logischen Eigennamen verlegt. Und er wirft Strawson vor, daß er den Unterschied zwischen der referentiellen und der attributiven Verwendung nicht sehe und richtige Punkte über beide Verwendungsweisen auf unangemessene Weise vermenge. Was die Frage nach dem Stellenwert der Unterscheidung zwischen attributiver und referentieller Verwendung betrifft, schwankt Donnellan. Er will darin (in Text 9) nur eine pragmatische Unterscheidung sehen, während er in einem späteren Aufsatz nach einigem Zögern doch von einer »semantischen Signifikanz« der Unterscheidung redet.¹⁰ Kripke macht (in Text 10) geltend, für Donnellan müsse die Unterscheidung eine semantische sein, wenn er der Meinung ist, daß Sätze mit attributiven Kennzeichnungen die Struktur der Russellschen Sätze haben, während Sätze mit referentiellen Kennzeichnungen eine andere Struktur haben. Kripke bestreitet allerdings eine solche semantische Zweideutigkeit der Verwendung von Kennzeichnungen und versucht zu zeigen, daß sich beide Verwendungsweisen einheitlich, etwa mittels der Russellschen Analyse, verstehen lassen; beide Arten von Sätzen der Form »Das F, welches G ist, ist H« haben dieselben Wahrheitsbedingungen, sind nämlich genau dann wahr, wenn dasjenige F, das als einziges G erfüllt, tatsächlich H ist.

Die Frage nach der semantischen Funktion der singulären Termini, wie sie von Strawson und Donnellan gestellt wurde, wird systematisch aufgearbeitet von Tugendhat, der der bisherigen Theorie der singulären Termini vorwirft, sie habe sich zu wenig an allgemeinen semantischen Prinzipien orientiert¹¹, und der sich selbst an die Leitfrage hält, worin der Beitrag der singulären Termini zu den Wahrheitsbedingungen bzw. der Verifikationsweise der singulären prädikativen Aussagen besteht. Was unsere spezielle Frage nach den Eigennamen betrifft, ist Tugendhat ähnlich wie Strawson der Meinung, man könne nicht sinnvoll

10 K. Donnellan, »Speaker Reference, Descriptions and Anaphora«, in: P. A. French/Th. E. Uehling/H. K. Wettstein (Hg.), *Contemporary Perspectives in the Philosophy of Language*, Minneapolis 1979, S. 41.

11 Vgl. Tugendhat, a. a. O., S. 409.